

Der Beruf des Schriftstellers

Autor(en): **Hesser, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **6 (1910)**

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gegen eine lebendige Gegenwartskultur, deren herrliche Werte wir nur darum nicht einzusehen vermögen, weil uns vom langen Rückwärtsschauen der Nacken steif geworden ist.

BÜMPLITZ

C. A. LOOSLI



DER BERUF DES SCHRIFTSTELLERS

Von HERMANN HESSE

Wer durch einen der tausend Zufälle des Lebens dahin gebracht worden ist, von einer angeborenen literarischen Begabung leben zu müssen, oder zu können, der mag sich mit seinem zweifelhaften „Berufe“, der keiner ist, abzufinden suchen. Die Tätigkeit eines sogenannten freien Schriftstellers gilt heutzutage, wofür sie in der Weltgeschichte nie gegolten hat, für einen „Beruf“, vermutlich weil sie von vielen, die gar keinen Beruf dazu haben, gewerbsmäßig ausgeübt wird. Tatsächlich scheint mir das gelegentliche, unerzwungen geübte Verfassen hübscher Dinge, deren Gesamtheit man Literatur nennt, keine Lebensarbeit zu sein und den Namen eines Berufes im üblichen Sinne nicht zu verdienen. Der „freie“ Schriftsteller, sofern er ein anständiger Mensch und einigermaßen Künstler ist, hat keinen Beruf, sondern ist im Gegenteil ein Müßiggänger und Privatmann, der eben nur gelegentlich und nach Laune und Gunst der Stunde produziert.

Es fällt denn auch jedem freien Schriftsteller recht schwer, sich in seine zwitterhafte Stellung zwischen Privatier und unfreiem Schriftsteller (das heißt Journalist) zu finden. Einen Beruf zu haben, der keiner ist, macht nicht immer Freude. Mancher steigert, im Bedürfnis nach fortlaufender Tätigkeit, seine Produktion über die Grenzen seiner natürlichen Begabung hinaus und wird zum Vielschreiber. Andere verführt Freiheit und Müßiggang zur Bequemlichkeit, weil eben der Mann ohne Beruf leicht verkommt. Und alle miteinander, die fleißigen und die faulen, leiden an der Neurasthenie und Empfindlichkeit ungenügend beschäftigter, zu viel auf sich selbst angewiesener Menschen.

Davon wollte ich jedoch nicht reden; diese Dinge muss jeder mit sich allein ausmachen. Wie die Schriftsteller selbst ihren sogenannten Beruf auffassen wollen, das muss ihnen selber über-

lassen bleiben. Etwas ganz anderes als die oft so bitter mit Selbstironie gemischten Gedanken der Dichter und Literaten über ihre Arbeit ist die Auffassung des Schriftstellerberufes in der Öffentlichkeit.

Die Öffentlichkeit nämlich, die Presse, das Volk, die Vereine, kurz jedermann, der nicht gerade selbst Schriftsteller ist, fasst dessen Beruf und seinen Pflichtenkreis weit einfacher auf. Und so geschieht es dem Literaten genau wie jedem Arzt oder Richter oder Beamten, dass er über Wesen und Charakter seines Berufes aufgeklärt wird durch die Art der Ansprüche, die man von außen her an ihn stellt. Jeder einigermaßen bekannt gewordene Schriftsteller erfährt jeden lieben Tag durch die einlaufende Post, was Publikum, Verleger, Presse und Kollegen von ihm wollen und von ihm denken.

Publikum und Verleger sind dabei in ihren Ansprüchen meist durchaus einig und sehr bescheiden. Vom Verfasser eines erfolgreichen Lustspieles erwarten sie abermals erfolgreiche Lustspiele, vom Dichter eines Bauernromans wieder Bauernromane, vom Autor eines Buches über Goethe neue Bücher über Goethe. Zuweilen denkt und wünscht der Autor selbst nichts anderes, dann herrscht für alle Zeit Einigkeit und gegenseitige Zufriedenheit. Der Urheber des „Tirolerbuab“ fährt mit dem „Tirolermadel“ fort, der Dichter der „Rekrutenbilder“ mit „Kasernenbildern“, und auf „Goethe im Studierzimmer“ folgen „Goethe im Garten“ und „Goethe auf der Straße“.

Die Autoren, die es so machen, haben wirklich einen Beruf, treiben wirklich ein Gewerbe. Sie wuchern mit ihrem Pfündlein und besitzen das Attribut und geheime Zunftzeichen der wirklich zünftigen Schriftsteller, nämlich die „geschätzte Feder“.

Die „geschätzte Feder“ ist eine Erfindung jenes leider anonym gebliebenen Redaktors, der schon vor Jahrzehnten das sogenannte „persönliche Element“ als den Krebschaden des Journalismus erkannte. An Stelle der Persönlichkeit schob er bekanntlich den „Namen“ und belehnte jeden brauchbaren „Namen“ mit einer „geschätzten Feder“, von welcher er nun unter aller Schonung der Autoreneitelkeit bestellte Arbeit zu beziehen wusste. Diese Technik beherrscht heute das ganze Zeitungsfeuilleton, soweit es

dem Kultus des Unpersönlichen nicht unter der nobleren Form absoluter Anonymität huldigt.

So ist es gekommen, dass zum Beispiel der Dichter eines erfolgreichen Romanes durch folgende Depesche eines Weltblattes überrascht werden kann: „Erbitte umgehend Plauderei aus Ihrer geschätzten Feder über mutmaßliche Entwicklung der Flugtechnik; Höchstthonorar garantiert.“ Für den Redaktor nämlich kommt jeder halbwegs bekannte Autor nur als „Name“ in Betracht, und er kalkuliert so: die Leser wollen interessante und aktuelle Überschriften, sie wollen ferner berühmte Namen, also kombinieren wir beides! Was dann eigentlich in dem bestellten Artikel steht, ist ganz einerlei; man kann ja, wenn man eine geschätzte Feder hat, ganz wohl eine Plauderei über Gerhart Hauptmann durch einen dekorativen Einleitungssatz über Zeppelin eröffnen. Es gibt überaus geschätzte Federn, die bequem von diesem Schwindelbetrieb leben.

Damit sind ungefähr die Ansprüche der Presse an freie Schriftsteller gekennzeichnet. Dazu gehören auch noch die „Rundfragen“, in welchen nach Art einer maskierten Gesellschaft sich Professoren übers Theater, Schauspieler über Politik, Dichter über Volkswirtschaft, Gynäkologen über Denkmalspflege äußern. Alles in allem ein harmloser und spasshafter Betrieb, den niemand ernst nimmt und der wenig schadet. Schlimmer sind die Ansprüche der Presse, die auf die Eitelkeit und das Reklamebedürfnis der Literaten rechnen unter dem Motto: „Manus manum lavat“. Zu diesen unfeinen Dingen rechne ich auch die bildnisgeschmückten kleinen Reklameartikel und Autobiographien in vielen Journalen und Sonntagsbeilagen.

Der Schriftsteller lernt diesen Angeboten und Aufforderungen gegenüber allmählich seinen Beruf erkennen, und wenn er sonst gerade nichts zu arbeiten hat, so kann er mit Erledigung aller dieser im Grunde unnützen Korrespondenzen immerhin seinen Tag ausfüllen. Es kommen dann, mit den Jahren wachsend und wechselnd, noch gar viele unerwartete private Korrespondenzen hinzu. Von den Bettelbriefen will ich nichts sagen, die bekommt jedermann. Aber dass mir einst ein eben entlassener Sträfling mit fünfunddreißig Vorstrafen die Mitteilung seines Lebenslaufes zu beliebiger literarischer Verwertung gegen eine einmalige Ent-

schädigung von tausend Mark anbot, überraschte mich doch. Dass jede kleine Bibliothek und mancher mittellose Student annimmt, ein Autor machte sich ein Vergnügen daraus, seine Bücher in Menge wegzuschenken, ist weniger erfreulich. Und dass alljährlich sämtliche Vereine Deutschlands zu ihrem Jahresfest und sämtliche muli Deutschlands zu ihrem Abiturientenfest literarische Beiträge aller deutschen Dichter haben müssen, ist auch merkwürdig. Daneben spielen die Wünsche der Autographensammler, selbst wenn sie durch beigelegtes Rückporto zur Antwort nötigen, kaum eine Rolle.

Alle Verleger, Redaktionen, Abiturienten, Backfische, Vereine der Welt zusammen aber geben einem Schriftsteller noch nicht so viel zu tun, wie die Kollegen, von dem sechzehnjährigen Schüler, der einige hundert schwer leserliche Gedichte zu recht ausführlicher Prüfung und Beurteilung einschickt, bis zu dem routinierten alten Literaten, der aufs höflichste um eine günstige Rezension seines neuen Buches bittet und dabei so deutlich wie vorsichtig zu verstehen gibt, er werde es, im guten wie im bösen Falle, an Gegendiensten nicht fehlen lassen. Man kann den Verlegern und Zeitungen, den Bettlern und allzu Naiven gegenüber ruhig und bei Humor bleiben — aber den schamlosen Geschäftsbetrieb und die eigennützige Zudringlichkeit entbehrlicher Auchschreiber kann man oft nur mit tiefem Ekel und Ärger ansehen. Der überhöfliche Jüngling, der dir heute mit einem bombastischen Schmeichelbrief seine Gedichte sendet und sich ganz deinem Urteil und Rate fügen will, kann übermorgen auf deinen wohlüberlegten, freundlichen aber ablehnenden Brief mit einem wilden Schmähartikel im heimischen Wochenblatt antworten. Ich bin mit einer großen Zahl von Dichtern, die ich hochschätze, persönlich bekannt und befreundet geworden, und jeder hat mir dieselben Erfahrungen geklagt, und keiner von uns allen hat selber einst diesen Bettler- und Erpresserweg genommen. So darf man wohl schließen, jene nie aussterbenden Kollegen von der Schmeichler- und Bettlersorte seien eben doch die Minderwertigen, und man darf annehmen, es werde keinem Ehrenmann und keinem Genie Unrecht geschehen, wenn man die Menge der täglich sich erneuernden Zudringlichkeiten sich selber überlässt und schlechthin in denselben Korb steckt, wohin auch die nichtliterarischen Bettelbriefe kommen.

Und am Ende des Kreislaufes sieht man dann, dass das, was wie Berufs- und Amtsarbeit aussieht, beim Dichter auf lauter Torheiten und unnütze Schreibereien hinausläuft, während seine eigentliche Arbeit, trotz aller entgegengesetzten Meinungen, eben doch nicht zu regeln und zum Beruf zu machen ist. Unser Beruf heißt Stillesein, Augenaufmachen und Warten bis die guten Stunden kommen — und dann ist die Arbeit, auch wenn sie Schweiß und schlaflose Nächte fordert, köstlich und keine „Arbeit“ mehr.



STAND UND AUSSICHTEN DES GESETZENTWURFES ÜBER DIE KRANKEN- UND UNFALLVERSICHERUNG

Es ist nicht zu verkennen, dass der ursprüngliche bundesrätliche Entwurf durch die eingehenden Beratungen der gesetzgebenden Behörden und ihrer Kommissionen in manchen Punkten entschiedene Verbesserungen erlitt, womit die Chancen der Annahme etwas stiegen. Aus diesem Grunde liegt keine Veranlassung vor, über das langsame Tempo zu jammern; im Gegenteil sollte man aus der Vergangenheit in dieser Hinsicht für die nächste Zukunft lernen. Denn trotz einzelner Verbesserungen ist das gefährdete Schiffelein noch lange nicht im sichern Hafen, trotz ihnen bietet die Vorlage auch heute noch zu viele Angriffspunkte für die Opposition. Wer deshalb ein wirklicher Freund der Versicherung ist, der hat alle Pflicht, weitere Hindernisse wegzuräumen.

Die Antwort auf die Frage, wie dies am besten geschehen kann, findet sich am ehesten, wenn man die bisherige Berücksichtigung und die heutige Stellungnahme zu den drei großen an den Gesetzen beteiligten Parteien ins Auge fasst: die zu Versichernden, die Prämienbezahlenden und das ganze übrige, an der Versicherung nicht direkt interessierte Publikum oder kürzer gefasst: die Arbeiterschaft, die Arbeitgeber und die stimmfähigen Schweizerbürger.

Aus naheliegenden Gründen dachte man in der Vergangenheit an die letzte Gruppe am allerwenigsten. Besonders der Nationalrat hat neben technischen Verbesserungen der Ausführung sich so ziemlich darauf beschränkt, die Ansprüche der Arbeiterschaft zu